

sie mit ungeheurer Ichstärke durchgesetzt. »Im großen Buch des Lebens, das vor ihren Augen aufgeschlagen war, war *ich* ihr ein Wort, das sie ausradiert hatte, es blieb aber unterstrichen«: G. Thibon, in: J.-M. Perrin /Ders., a. a. O., S. 157.
27 Dies., *La pesanteur et la grâce*, a. a. O., S. 89.

HANS MAIER · MÜNCHEN

Theodor Haecker – wiedergelesen

I.

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal von Theodor Haecker gehört und etwas von ihm gelesen habe. Es muß in den Jahren 1942–44 gewesen sein. Damals scharten wir Schüler und Ministranten der Pfarrei Maria-Hilf in Freiburg uns um einen jungen begeisternden Priester, den Vikar Alfons Ketterer; er spielte mit uns Fußball, führte uns in Messe und Kirchenjahr ein, hörte mit uns Schallplatten (damals noch kein allgemein verbreitetes Vergnügen!). Eine besondere Belohnung für Ministrantendienste längerer und schwererer Art waren Schubert-Lieder mit Karl Erb und Michael Raucheisen und – ganze Abende ausfüllend – Tschaikowsky-Symphonien. Aber wir hörten auch Sprechschallplatten. Deutlich vernehmbar, wenn auch ein wenig krächzend, mit viel »Rausch« ertönten die Stimmen von Ludwig Wolker, dem Generalpräses der Katholischen Jugend, von Franz Johannes Weinrich, dem expressionistischen Dichter (»Mit dir ertanze ich den nächsten Stern«), von Pius XII. (seine Ansprache als Nuntius beim Freiburger Katholikentag 1929) und, man glaubt es kaum, von Heinrich Brüning. Von Alfons Ketterer erfuhr ich erstmals etwas über das Zentrum, über Erzberger, Wirth und Brüning, über Wahlkämpfe in längst vergangenen Zeiten, über das Ende der Weimarer Republik. Auf seinem Zimmer hörten wir 1943, nach Stalingrad, ausländische Sender, was streng verboten war: Beromünster, die deutschsprachigen Sendungen der BBC. Ein wenig Geheimbündelei war dabei. Wir schrieben Texte von Reinhold Schneider, Ida Friederike Görres und Romano Guardini ab. Und irgendwann muß bei unseren Gesprächen in der Pfarrjugend auch der Name Theodor Haecker gefallen sein. Wer war das? Ein Philosoph, ein christlicher Philosoph, ein Geschichtsdenker, in München lebend, Autor schwieriger Bücher, von denen ein Teil verboten war – viel mehr wußten wir nicht von ihm.

Viel gäbe ich darum, könnte ich heute noch feststellen, ob es »den Haecker« in der Borromäus-Bibliothek, die zur Pfarrei gehörte, gegeben hat – ich wette, es

HANS MAIER, 1931 in Freiburg/Breisgau geboren, ist Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität München und Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

war so. Denn die bekannteren katholischen Autoren – von Enrica von Handel-Mazzetti bis zu Franz Herwig, von Ludwig von Pastor und Georg Schreiber bis zu Ruth Schaumann und Peter Dörfler – waren dort allesamt vollständig vertreten. Aber die Bibliothek ist längst aufgelöst. Jedenfalls wurde über Haecker gesprochen. Sätze von ihm, lange, kunstvolle, wurden zitiert. Und da wir damals im Bertold-Gymnasium gerade die ersten Schritte machten im Lateinischen, die ersten deutschen Aufsätze schrieben, die ersten Dramen lasen, da wir zum erstenmal ein Gefühl entwickelten für Satzbau und Stil, kam der Mann uns gerade zurecht. Man konnte ihn nicht einfach verschlingen wie andere Schriftsteller, wie Geschichtenerzähler oder Krimi-Autoren. Er war schwierig, setzte dem Leser Widerstand entgegen. Aber einzelne seiner sperrigen, eckigen, pointierten Sätze prägte sich doch ein.

Mit bubenhafter Freude zitierten wir Dreizehn-, Vierzehnjährigen neben Cäsar- und Schiller-, Karl May- und Kästnersätzen nun auch Haeckersätze: »Ich muß ein Wort verlieren – möge es nicht verloren sein!« – »Theolog kann auch der Teufel sein!« – »Zahle mir den Preis der Liebe, und ich sage dir die Wahrheit.« »Wir sind Hierarchisten.« »... das Kreuz, das wir immer noch schlagen können, ehe es uns erschlägt ...« undsoweiter. Etwas Zugespitztes, Schroffes, Forderndes, Gewalttätiges war in diesen Sätzen. Wir schlugen sie uns regelrecht um die Ohren – so wie eben Buben, Ministranten zumal, mit solchen Texten umzugehen pflegen, sie zitierend und rezitierend, mit ihnen auftrumpfend, als wären sie Geheimbotschaften und Zaubersprüche.

Damals schenkte mir meine Schwester, die in einem Verlag arbeitete, das erste, von ihr antiquarisch erworbene Haecker-Buch: *Der Christ und die Geschichte*. Ich sehe den schmalen, in blaues Preßleinen gebundenen Hegner-Band mit steif abgewinkeltem Rücken und aufgeklebtem weißem Titel heute noch vor mir (er ging beim Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 mit meiner kleinen Bibliothek zugrunde). »Das ist noch zu schwer für dich«, sagte meine Schwester, aber vielleicht liest Du es später ... Du interessierst dich doch für Geschichte.« Tatsächlich hatte ich das Buch in den letzten Kriegsmonaten, als sich die Fliegerangriffe häuften, immer im Luftschutzkeller auf den Knien, zwang mich zum wiederholten, gleichmäßigen Lesen – eine Vorkehrung gegen die Angst. Und beim Wiederlesen heute, nach 50 Jahren, erkenne ich manches wieder, was mir offenbar aus dieser Zeit »in Fleisch und Blut übergegangen« ist, ohne daß ich es später ausdrücklich mit dem Namen Haecker verbunden hätte; so verbindlich, so allgemein gültig wurde dieser Autor für mich in den folgenden Jahren.

Übrigens: gegen Kriegsende erstand ich in der Freiburger Lambertus-Buchhandlung, die in Erwartung der französischen Truppen ihre Regale leerte, noch ein Buch mit ähnlichem Titel: *Der Mensch und die Geschichte*. Es war eine Broschüre, hellgrün, 80 Seiten stark, »den Freunden in Bogenhausen«, gewidmet, ohne Jahreszahl, mit ganz ähnlichen Kapitelüberschriften wie bei Haecker. Der Autor war mir unbekannt: Alfred Delp. Seltsam zu denken – aber das erfuhr ich erst viel, viel später –, daß Haecker zu Delps Bogenhausener Freunden gehört hatte, daß der junge Jesuitenpater dem Älteren zu Hilfe geeilt war, als er im Juni 1944 ausgebombt wurde, daß beide nicht nur vom Problem der Geschichte und der Frage der Theodizee umgetrieben wurden, sondern auch 1945

kurz hintereinander starben: Delp am 2. Februar in Berlin, vom Volksgerichtshof zum Tod durch den Strang verurteilt, gemeinsam mit Carl Friedrich Goerdeler und Johannes Popitz – und Haecker am 9. April, einem diabetischen Koma erliegend, in Ustersbach bei Augsburg.

II.

Der Christ und die Geschichte – wenn ich dieses Buch heute wiederlese (in der 1965 im Kösel Verlag München erschienenen Neuausgabe, die ich in den achtziger Jahren in einem Antiquariat in Münster erwarb), so stoße ich fast auf Schritt und Tritt, von Seite zu Seite auf »alte Bekannte«. Lauter Überraschungen: tatsächlich, wirklich, das steht hier und das und das – und hatte sich doch in meiner Erinnerung längst verselbständigt und vom Autor abgelöst! Ich treffe auf die Lessingkritik gleich auf den ersten Seiten (... »es gibt den echten Ring, sonst gäbe es keine falschen!«): sie ist mir immer überraschend schlüssig erschienen und ist es für mich auch heute noch. Nur stört ein wenig, wenn ich es heute wiederlese, der bewußt distanzierte, der manchmal fast verletzende Ton: so pflegte der Konvertit Haecker seine protestantischen Klassiker abzufertigen, gestürzte Autoritäten, denen wenig Respekt gebührte ... Gleich darauf, im Gegenzug, die ehrfürchtigen Worte über Pascals *Mémorial* und die daran geknüpfte Reflexion über Metaphysik und Geschichte: »Der Zufall ist ein Greuel für die Metaphysik, sie möchte ihn am liebsten überhaupt nicht wahrhaben; in der Geschichte spielt er eine große Rolle, als Förderer oder Hinderer der Verwirklichung metaphysischer Wahrheiten oder geschichtlicher Ideen« (a. a. O., S. 188).

Was Haecker mit diesem kleinen Buch will? Er will Geschichte verstehen. Dies nicht von einem archimedischen Punkt außerhalb oder oberhalb ihrer selbst, er will sie verstehen, indem er tiefer in sie eindringt: »leidensvolle Auskostung der Zeit«, so heißt das gegen-idealistiche, das fast augustinische Stichwort. Das ist für ihn ein christlicher Weg. Denn die Offenbarung »ist nicht nur in der Geschichte, sie *ist* selber Geschichte, nicht eine Geschichte unter den vielen andern: sie ist *die* Geschichte« ... »Da so bis zum Ende dieses Äons das Christliche unbefreibar einbeschlossen ist in das Geschichtliche, so wäre es verwunderlich, ja widernatürlich, wenn nicht der Christ, der er selber durch seinen Glauben ist, eine Geschichtsauffassung im allgemeinen und im besonderen hätte – heute nach 2000 Jahren –, die sich radikal unterscheidet von einer ohne den Glauben ...« (S. 190). Haeckers Bemühung zielt freilich nicht auf die Erneuerung mittelalterlicher Geschichtstheologie. Davon grenzt er sich in seinen einleitenden Bemerkungen ausdrücklich ab. Denn die »innigere Besinnung« auf das »Wesen des Geschichtlichen« war nach seiner Meinung nicht Bestandteil der mittelalterlichen christlichen Philosophie: »Man hatte es nicht nötig, man stak allzusehr real im Geschichtlichen selbst. Um so mehr ist heute diese Besinnung eine Aufgabe, und das ist die Apologie für den Versuch dieses kleinen Buches« (S. 192).

Ich kann hier die Linien des Haeckerschen Traktats nicht im einzelnen nachzeichnen. Vieles liest sich heute – im Licht der Zeitereignisse, die folgten, im

Licht des Krieges und der Katastrophe – anders als vorher. In Haeckers Werk ging nichts verloren; ein Werk kommentierte das andere. Die *Tag- und Nachtbücher*, postum veröffentlicht, unmittelbares Produkt des Lebens im Dritten Reich, mit allen Brandspuren der Zeit, illustrieren, wie Haecker Zeitgeschichte erlebte – sie sind die praktische Ausführung dessen, wofür *Der Christ und die Geschichte* den Bauplan, den Grundriß liefert. Man kann in ihnen alles wiederfinden, was in dem früheren Buch an Beobachtungen und Einsichten gesammelt ist: von der Wichtigkeit der Zeugenschaft und der Zeugnisse (mit welchem Bedacht und welcher Sorgfalt zitiert Haecker in den *Tag- und Nachtbüchern* Wehrmachtsberichte, Todesanzeigen, Briefe, Dokumente!) bis zu der kühnen zentralen These des Geschichts-Buches von den drei Wirkmächten der Geschichte: Gott, Teufel, Mensch. Nebenbei: Daß in dieser These nicht eine gnostische Konstruktion steckt wie bei vielen Geschichtstheologen und -philosophen, auch christlichen, das stellen viele Bemerkungen in *Der Christ und die Geschichte* mit aller Deutlichkeit klar – so die einprägsame Formel, daß der gefallene Engel auch als Fürst dieser Welt nicht Herr der Geschichte ist und daß das Böse »die Ur- und Untat des gefallenen Engels, die durch Verführung nachgeahmte und deshalb erlösungsfähige Tat des Menschen« sei (S. 284 f.).

Beim Wiederlesen erkenne ich in *Der Christ und die Geschichte* viele Spuren der Geschichtstheologie Erik Petersons – auch mancher Ideen Jacques Maritains. Das müßte einmal systematisch untersucht werden. Theodor Haecker war kein eigenständiger Denker, er nahm vieles auf aus dem Denken anderer, von Kierkegaard und Newman bis zu Scheler, Husserl, Karl Kraus, schmolz es ein in seinen immer unverkennbaren, immer unverwechselbaren Sprech- und Denkstil. Seine denkerischen Gaben waren geringer als seine schriftstellerischen – Walter Benjamin hat es 1932 in einer Besprechung des Haeckerschen *Vergil* spitz angemerkt. Doch ich gestehe gern, daß ich einen philosophischen Autor, der schreiben kann, mag er auch ein Eklektiker sein, lieber lese als einen Selbstdenker, dessen Sprache seinen Einfällen nicht standhält – und wie viele der zweiten Art gibt es im Deutschen!

III.

Den *Vergil* Haeckers habe ich nicht mehr in der Kriegszeit gelesen, sondern danach. Mein zerlesenes broschiertes Bändchen, reichlich holzhaltig, wie in der ersten Nachkriegszeit üblich, ist – »published under Military Government Information License number US-E-141« – 1947 in der Hegner-Bücherei bei Josef Kösel in München erschienen. *Vergil – Vater des Abendlandes*: das war nicht nur ein Buch, das war ein kulturpolitisches Programm, übrigens schon 1931, beim ersten Erscheinen. Es mußte in den Jahren nach 1945 im Westen Deutschlands eine besondere Resonanz gewinnen.

Haeckers *Vergil*-Buch hat eine schöne Widmung (»DULCI CONIVGI«), ein hinreißendes Motto, ein unnötig polemisches, langatmiges Vorwort – dann folgt der Text, der zu den rundesten, geglücktesten Haeckers gehört. Das Motto sei in voller Länge zitiert; es zeigt Haeckers Fähigkeit zum lakonisch-einprägsamen

Satz: »In solcher Zeit, o meine Freunde, wollen wir beizeiten überlegen, was wir mitnehmen sollen aus den Greueln der Verwüstung. Wohlan: wie Aeneas zuerst die Penaten, so wir zuerst das Kreuz, das wir immer noch schlagen können, ehe es uns erschlägt. Und dann: nun, was einer am heißesten liebt. Wir aber wollen nicht vergessen unsern Vergil, der in eine Rocktasche geht.« Das stammt aus dem *Dialog über Europa* und ist lange vor 1945 geschrieben – aber wie vorausschauend, wie prophetisch mußte es nach dem Zweiten Weltkrieg wirken!

Über das Vorwort (ich muß es 1947 überlesen haben) stolpere ich heute beim Wiederlesen. Haecker hat allzuvieles hineingepackt: seinen Ärger über die Zeit, über den Relativismus der Philologen und Historiker und ihre Unfähigkeit, dem Phänomen Vergil anders als rein ästhetisch gerecht zu werden, und noch anderes mehr. Gewiß, in Haeckers zornigen Sätzen geht es um ein aktuelles, ein wichtiges Problem, um die Frage, ob man vom *Menschen* sprechen kann und nicht nur von einer Vielzahl historischer Menschentypen, Menschen verschiedener Zeiten, Rassen, Nationalitäten. Gegen den damals üblichen Relativismus bezieht Haecker Stellung mit dem richtigen (und um 1930 mutigen!) Satz: »Der Mensch, und fände er sich in tausend Typen und tausend ›Zeiten‹, ist ewig und unveränderlich Mensch« (S. 14). So weit so gut; aber rechtfertigt das den rhetorischen und polemischen Aufwand, die undeutlich-abstrakten Ausfälle gegen alle und jeden (namentlich wird nur Scheler genannt!), die den Leser eher verschrecken als einstimmen? Man freut sich, wenn der polemische Eingangs-Katarakt zu Ende ist. Denn nun beginnen schöne, ausgeruhte, geisterfüllte Seiten – ganz unzüftisch und unphilologisch, aber mit dem sicheren Strich des altbewährten Lesers, des erfahrenen Übersetzers wird Publius Vergilius Maro in seine Zeit und die unsere hineingestellt.

Ecce Poeta! heißt das erste Kapitel, und es folgen weitere, knapp überschriebene: Hirten, Bauern, Klassische Kunst, Führer und Mission, Odysseus und Aeneas, Fatum, Tränen, Vergil und die Deutschen, Anima naturaliter christiana, Epilog. Wieder kann ich Haeckers Gedankengänge nicht im einzelnen nachzeichnen. Schon gar nicht kann ich sein Vergil-Bild in die zeitgenössische und spätere Vergilforschung einordnen (Haecker hätte wohl auch wenig Wert darauf gelegt). Was könnte ein moderner Philologe damit anfangen, daß Haecker den Dichter der *Aeneis* einen »adventistischen Heiden« nennt, einen Mann, unverständlich ohne den heraufziehenden christlichen Glauben, einen Schwermütigen, Verwundeten, einen Bruder Dantes, Shakespeares, Racines, die »vollkommenste anima naturaliter christiana der Antike« (S. 27)? Zu Haeckers Bild gehört aber gerade diese mittelalterliche Perspektive, dieser Dante-Blick auf Vergil: Vergil als Verkünder einer Botschaft, die ihm selbst nur schattenhaft bewußt war, die sich erst nach seinem Tod erfüllen sollte; Vergil als Seelenführer im Weltgedicht der Göttlichen Komödie.

Am schönsten, am schärfsten umreißt Haeckers Stift den bukolischen, den ländlichen Vergil – so scheint es mir jedenfalls beim Wiederlesen heute. Auch hier rückt Haecker den Dichter in einen »adventistischen« Zusammenhang. Vergils »Labor vincit omnia, labor improbus« wird zur Vorahnung des benediktinischen »Ora et labora«. Nur ein italienischer Bauernsohn, so meint Haecker, konnte »das schönste Lied der Erde« schreiben, »von Land- und Weinbau, von

Gärtnerei und Viehzucht, von der Biene, dem verehrtesten und geheimnisvollsten Tiere in der Literatur der Antike ...« Damit verbindet der Dichter der *Georgica* die Zeiten, verbindet das Reich der Natur mit dem der Gnade. »Die ersten Mönche des Abendlandes hatten zum geistlichen Vater den heiligen Benedikt, zum weltlichen aber den Vergil. Sie konnten mit den heiligen Schriften und ihrer regula sehr wohl auch mitnehmen die *Georgica* Vergils ... sie waren Benediktiner nach der Ordnung der Gnade, Vergilianer nach der Ordnung der Natur« (S. 59 f.).

Mit Vergil tun sich die Deutschen schwer – besonders seit der Reformation, noch mehr seit dem Untergang des Römischen Reiches deutscher Nation (S. 120 ff.). Vier Gründe für diesen Übelstand nennt Haecker. Einmal hat die klassische deutsche Nationalliteratur, spätgeboren und – zumindest in Teilen – dem Lateinisch-Romanischen abgeneigt, Vergil zum Fremdling unter den Deutschen gemacht; sodann gilt in Deutschland, eng damit zusammenhängend, seit dieser Zeit das Wirken des Werkes mehr als die Form, das »Werk als Gewirktes«. Fremd ist Vergil den Deutschen auch, weil er ein politischer Autor ist, weil er den Staat, notfalls sogar den Krieg bejaht (wiewohl er ihn verabscheut) – er stößt hier auf »die eingeborene Gleichgültigkeit oder den Zynismus des geistigen Deutschen gegenüber dem Staate und dem Leben des Staates«, wie Haecker sagt; sehr im Unterschied zu England und den Engländern. Und endlich: der Deutsche sucht immer wieder nach der Quelle, im Glauben, nur diese sei rein. Er verneint den Strom, die Tradition. Kein Wunder, daß das Bild der neueren Deutschen und ihrer Intellektualität in der Geschichte immer wieder oszilliert und schwankt; sie wollen ständig von vorne, ganz von vorne, anfangen, aber sie wissen selten wo.

In Haeckers Vergil-Buch steckt – ich sagte es schon – ein kulturpolitischer Entwurf. Vergil als Erzieher; Vergil als Lehrer eines neuen, nicht mehr nationalen, sondern europäischen Humanismus; Vergil als ein *kat'holon* abendländischer Literatur: das war nach 1945 ein durchaus nicht unrealistisches, ein in die Zukunftweisendes Programm, in Deutschland wie anderswo. Doch die Erinnerung an jene Aufbruchs-Zeiten – in denen auch die europäische Bewegung ihre Wurzeln hatte! – ist verblaßt. Ob sie wiederkehren wird, ist ungewiß. Wird sich eines Tages ein neuer Kanon europäischer Literatur, europäischer Normen, europäischer Erziehung bilden? Noch sehen wir es nicht. Aber man möchte es hoffen und wünschen, Europa und Vergil zuliebe – auch Haecker zuliebe, dem Interpretieren eines Vergil, »der in eine Rocktasche geht«.